

Der 100-jährige Leopold Hawelka – eine bekannte und allzeit anerkannte „Institution“

Am 11. April 1911 wird mein Vater, Leopold Hawelka, in Kautendorf bei Staats, im Weinviertel, als Sohn eines Mistelbacher Schuhmachers geboren. Seine Vorfahren stammen aus Böhmen und Mähren. In Mistelbach verbringt er Kindheit und Jugend. Beim Chormeister der Stadtpfarrkirche nimmt er Violinunterricht. Nach Abschluss der Bürgerschule beginnt er in Wien eine Kellnerlehre im gutbürgerlichen Restaurant „Deierl“ auf der Babenberger Straße im ersten Bezirk. Nach mehrjähriger Arbeit in Bad Gastein und –Hofgastein kehrt er ins Restaurant „Deierl“ nach Wien zurück, wo er meine Mutter, die in Kremsmünster, Oberösterreich, geborene Fleischhauerstochter Josefine Danzberger kennenlernt. In diesem Betrieb hat sie eine Vertrauensstelle als Kassierin inne. Sie entstammt einer bürgerlichen Familie von Gastwirten, Bierbauern, Bauern und Fleischhauern, eine warmherzige, überaus fleißige, kluge und resolute Frau, mit ausgeprägtem Geschäftssinn. „Ich wollte immer eine tüchtige Frau, mit der ich weiterkomme“, erzählt mein Vater immer wieder.

Nach drei Jahren des Kennenlernens die entscheidende Frage: „Und was machen wir jetzt?“ „Wir heiraten“, sagt meine Mutter, nach dem Motto, Männer müssten geheiratet werden. Die Zeiten sind sehr schlecht als sie 1936, zwei Tage nach ihrer Hochzeit, in Pacht das Café Alt Wien in der Bäckerstraße 9 eröffnen. Allgemein wird ihnen der Untergang prophezeit. Wohnung haben sie keine. Sie leben im Kaffeekammerl ihres Lokals. Als sie nach drei Jahren das Café kaufen wollen, ist es zu teuer. Ein billigeres findet sich in der Dorotheergasse 6: Das kleine, im Jugendstil eingerichtete Café Ludwig Carl. Ein einziger großer Raum mit Marmortischen, Kugellampen, Thonet-Kleiderständern und mit Blumentapeten verzierten Wänden.

Am 15. Mai 1939 wird der Kaufvertrag unterzeichnet und nur wenige Monate nach der Eröffnung muss der Betrieb wieder geschlossen werden. Mein Vater wird zur Wehrmacht eingezogen. Den Krieg überlebt er als Pferdeputzer und Koch: „Im Krieg darf man nicht ehrgeizig sein.“ Unversehrt kehrt er in die Heimat zurück und bereits im September 1945 kann er sein Café, diesmal unter seinem eigenen Namen wieder eröffnen. Da es kein Gas gibt, wird vorne provisorisch eine Küche mit einem Kanonenofen für die Ersatzkaffeezubereitung eingerichtet. Ein dickes Rohr ragt durch das Fenster ins Freie und um acht Uhr Früh durchziehen dicke Rauchwolken die Dorotheergasse bis zum Graben. Monatelang geht mein Vater ein- bis zweimal in der Woche zu Fuß in den Lainzer Tiergarten um in einem Rucksack und zwei Taschen Holz für sein Café herbeizuschaffen.

Die ersten Gäste in diesen dürftigen Nachkriegszeiten sind Pensionisten, Händler aus dem nahen Dorotheum und Aristokraten, die ihre Heimat verlassen mussten und jetzt nicht weiter wissen. Auch Schleichhändler sind da, von denen einer sich sogar mit seinem Namen verewigt. Nach ihm heißt der Tisch neben der Bar „Milan-Tisch“. Dort soll auch Aristoteles Onassis gegessen sein, um zu dieser Zeit Dollar aufzukaufen. Manche wohnen im Hotel und wechseln von dort gleich zu uns ins Kaffeehaus, wo sie den Tag beim Karten- oder Schachspiel verbringen und oft nur einen Kleinen Braunen konsumieren. Es gibt auch Gäste, die lästig sind: Sie schicken den Kaffee wieder zurück, wenn er nicht die richtige Farbe hat. Freundlich und zuvorkommend bemüht sich mein Vater stets die Wünsche seiner Kundschaft zu erfüllen. Zusammen mit dem Oberkellner bedient er sie selbst, empfängt sie, verteilt, platziert, schlichtet und verabschiedet sie. Er sorgt dafür, dass seine Kinder, mein Bruder und ich, die im Kaffeehaus aufwachsen, immer freundlich grüßen und die Gäste nicht stören. Herren, die Damen ansprechen, bekommen Lokalverbot. Da ist er unerbittlich.

In den frühen fünfziger Jahren werden viele Kaffeehäuser geschlossen oder zu Espresso umgebaut. Bei uns wird nicht renoviert. Nur der Berg mit den Zeitungen und Illustrierten bei der Eingangstür wird immer höher. Allmählich wird unser gemütliches „Tschocherl“ von den Künstlern okkupiert. Hier finden sie ein zweites Wohnzimmer. Als der Maler Padhi Frieberger in dieser Zeit meinem Vater das erste „Plakat“ – ein Holzbrett mit einer Posaune, die Ankündigung eines Jazzkonzertes im legendären Art Club – überbringt, schlägt die Geburtsstunde der ersten Kaffeehausplakatwand in Wien. Mein Vater liebt die Malerei und schätzt die Künstler. So manchem steckt er unauffällig 20 Schilling zu, damit er sich einen Kaffee kaufen kann. Bald erwirbt er Bilder von seinen Gästen und hängt sie in seinem Lokal auf. Selbst am Dienstag, dem Ruhetag, ist Dienst am Kunden angesagt. Für Dichterlesungen junger Autoren, Buchpräsentationen und Geburtstagsfeiern stellt er sein Lokal meistens gratis zur Verfügung. Als der Fotograf Franz Hubmann in der Galerie Würthle seine legendäre Bilderserie vom Café Hawelka ausstellt, fürchten viele Gäste um ihr Idyll und der später von Georg Danzer komponierte Hit „Jö schau...“ erfüllt meine Eltern mit Sorge. Sie fürchten, dass jetzt ihre Stammgäste in ihrem kleinen Café keinen Platz mehr finden werden.

Aber der Erfolg meines Vaters wäre ohne meine Mutter nicht möglich gewesen. In ihr findet er die ideale Ergänzung und Partnerin. Sie ist die Seele im Betrieb, der Motor, die treibende Kraft. Sie kümmert sich um die Finanzen – und hat die Sorgen. Nie kam es zwischen ihnen zu bösen Auseinandersetzungen. Besondere Anerkennung wurde meinem Vater vom Altbürgermeister Dr. Helmut Zilk zuteil, der sich vor allem in den achtziger Jahren aktiv für die Wiener Kaffeehäuser eingesetzt hat.

Abschließend möchte ich aus dem Beitrag von Prof. Arnold Keyserling aus dem Buch „Café Hawelka – ein Wiener Mythos“ zitieren: „Im Jahre 1962, bei meiner Rückkehr aus Indien, kam ich das erste Mal in das Café Hawelka, zusammen mit meinem Freund Hugo Schönborn. Er erzählte mir, dies sei der einzige Ort in Wien, wo sowohl allein als auch im Gespräch ihm jene Inspirationen zufließen, die er für seine Arbeit brauche. [...] Ich habe viel Liebe in den zwanzig Jahren dort erlebt, in denen ich fast jeden Morgen hinkam, nicht nur um das Geschehen über die Zeitungen in mich aufzunehmen, sondern darüber hinaus zu erleben, wie die Zuwendung eines Menschen, dem Beruf zu echter Berufung wurde, das Dasein leuchtend machen kann; nur aus dem echten Dienst erwächst jene Zuneigung, die den anderen den Glauben an sich selbst finden läßt. So verwirklicht dieser Ort die Gastfreundschaft im griechischen Sinne, wo der Gastfreund der Repräsentant des Göttlichen ist – der kreativen Teilnahme an der Freude der Welt.“